



**Klaus Stadler (Hg.):
Lust an der Musik.**

Piper Verlag,
München und Zürich
1984, 436 S., 8 DM

■ Nach der erfolgreichen Aufsatzsammlung „Lust am Denken“ brachte der Piper-Verlag mit denselben Editionsprinzipien ein Musikbuch heraus: einzelne Aufsätze aus im Verlag erschienenen Musikbüchern, also ein Querschnitt durch das Verlagsprogramm, werden vorgestellt; beabsichtigt ist ein Lesebuch, das Lust an der Musik erwecken soll. Was wird hier zu einem sehr günstigen Preis angeboten: ein beliebig zusammengewürfeltes Verlagsprogramm-Potpouri, verknappte Werbung mit aus dem Zusammenhang gerissenen Schmankerln oder eine sinnvolle Anthologie von Texten über Musik? – Es ist wohl alles in einem.

Als Ausgangspunkt dient das beachtliche Musikprogramm des Verlages, das einem weiten Leserkreis verständliche und doch fundierte Musikbücher anbietet. Die Zahl der Aspekte, unter denen in „Lust an der Musik“ die Kunst der Töne beschrieben wird, ist vielfältig und wird damit dem komplexen Nachdenken über Musik in Vergangenheit und Gegenwart einigermaßen gerecht; Ästhetik, Biographik, Werkbeschreibung, Interpretationskritik, Selbstzeugnisse von Komponisten und Interpreten, Musiktheater und Musik unserer Zeit

sind die wesentlichen Schwerpunkte. Unter den Komponisten stehen Mahler, vor allem Wagner im Mittelpunkt, unter den Interpreten Brendel und Menuhin. Reizvolle historische Vergleiche zur Veränderung des Schreibens über Musik sind möglich, etwa beim Nacheinanderlesen von Paul Stefans und H.H. Eggebrechts Aufsätzen über Mahler. Insgesamt ergibt sich eine Musikgeschichte in Einzeldarstellungen von Palestrina und Schütz bis zu Boulez und Kelemen. Zum Teil werden hier bisher unveröffentlichte Aufsätze (A. Everding: „Parsifal“ – ein Bühnenweihspiel?, N. Miller: „Die Regimentstochter“ von G. Donizetti“) erstmals abgedruckt.

Die Ausschnitte aus den einzelnen Büchern sind von Stadler, dem Herausgeber, geschickt ausgesucht, aber insgesamt ist das Buch eben doch eine subjektive und von den Zufällen eines Verlagsprogramms bestimmte Zusammenstellung. Diese Beliebbarkeit erlaubt zwar den Genuß des „Hineinschnuperns“, birgt aber ebenso für den Leser die Gefahr zu glauben, er könne sich, nur für einige Seiten lang, über ein ganzes Buch, ein ganzes Problem hinlänglich „informieren“ – in unserer schnelllebigen, mit Wissen überfütterten Zeit sicherlich bequem, aber der Musik angemessen? Nachdenken über Musik ist zumeist zeitraubend und unbequem. Dennoch ein empfehlenswertes Buch: „Lust an der Musik“ erweckt nicht nur Lust zum Hören, sondern ebenso zum Weiterlesen, womit es seinen Sinn erfüllt! *Franzpeter Messmer*

**Walther Siegmund-Schultze:
Georg Friedrich Händel.
Sein Leben. Sein Werk.**

List Verlag,
München 1984,
374 S., 39,80 DM

■ Schon das Händel-Porträt des Schutzumschlages hat gleichsam eine programmatische Aussage. Nicht auf Sir Thomas Hudsons bekanntes Bild fiel hier die Wahl. Ohne den Schmuck der üppigen Al-longeperücke, als ein sich sei-



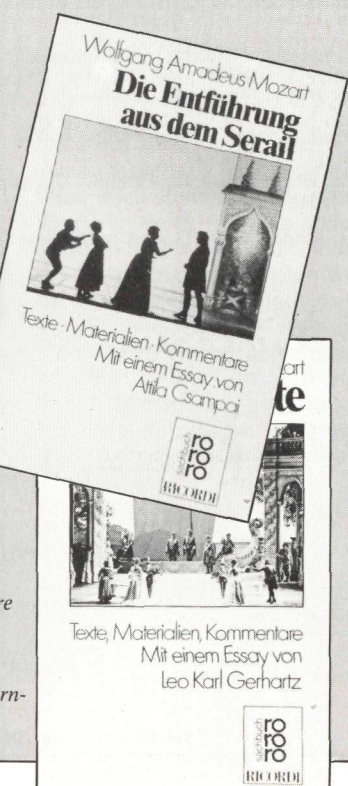
nes Wertes bewußter jüngerer Mann blickt uns hier (auf Hogarth's Porträt) Händel entgegen – ein Komponist, der nach Siegmund-Schultze entscheidend dazu beitrug, das Licht der Aufklärung in seine Zeit zu tragen. Doch um diese These überzeugend zu untermauern, hätte der Hallenser Musikwissenschaftler anders vorgehen müssen, als er es in seinem neuen Händel-Buch tat. Es ist ein Buch, in dem Begriffe wie Aufklärung oder Humanismus mehrfach bloße Worthülsen sind, in dem komplexe Phänomene vorschnell in ein fertiges

Klischee gepreßt werden. Doch selbst dort, wo der Autor seine These an Einzelheiten dingfest zu machen sucht, sind Fragezeichen zu setzen. Wenn Händel etwa in seinem Oratorium „Jephtha“ von Thomas Morells Oratorientext abwich und Alexander Popes Sentenz „Whatever is, is right“ einfügte, dann ist dies für Siegmund-Schultze bereits ein Indiz für den aufklärerischen Geist Händels, während man aus dieser hartnäckigen Beteuerung doch eher einen ausgeprägten Fatalismus heraushören möchte. Optimistisch jedenfalls tönt dieses Bekenntnis nach Jephthas Zusammenbruch keineswegs.

Gewiß wurde Händel in England mit den Gedanken der Aufklärung konfrontiert. Doch stand der in einer Bastion der Aufklärung wie Hamburg wirkende Telemann deren Geist nicht ungleich näher? In seiner Markus-Passion aus dem Jahre 1759 etwa, in der Gott als „Versöhner“, als „Bruder und Freund“ besungen wird? Oder im Kantatenzyklus „Die Tageszeiten“, in dem optimistische Zukunftsvisionen der Menschheit aufklingen und sich „Museummann, Heid und Christ“ zum Lob der Schöpfung zusammenfinden? Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: Als

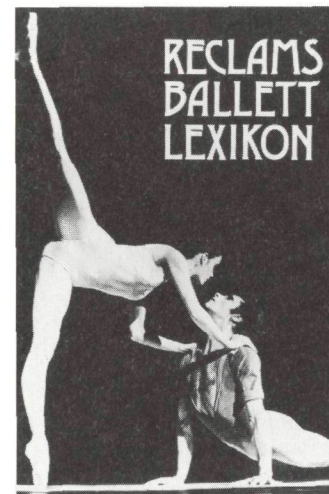
**CARMEN.
COSI FAN TUTTE.
ENTFÜHRUNG AUS
DEM SERAIL...**

■ – mit diesen drei Titeln ist die nunmehr im fünften Jahr erscheinende Opernbuch-Reihe von Rowohl fortgesetzt worden. Erfreulich, daß sich diese unkonventionell zusammengestellten und durchaus anspruchsvollen Texte, Materialien und Kommentare beim Publikum offensichtlich doch durchgesetzt haben. Daß Goldmann Schotts inhaltlich bisweilen arg antiquiert und überholt wirkenden Taschenbücher „Opern der Welt“ dennoch höhere Auflagen erzielen, verwundert nicht: Qualitativ Hochrangiges konsumiert sich eben schwerer, aber vielleicht sind auch die Opern-Gourmets noch lernfähig...



Herausgeber einer neuen Händel-Gesamtausgabe und der Jahrbücher der Internationalen Händel-Gesellschaft kennt sich Siegmund-Schultze in Händels Œuvre wie kaum ein zweiter aus. Zu begrüßen ist, daß er den Blick nicht auf einige wenige Werke verengt, sondern auch zu Unrecht nur höchst zögernd rezipierte Opern und Oratorien in seine Betrachtung einbezieht. Ärgerlich stimmt nur der übers Ziel schießende Versuch, Händels Œuvre für die Aufklärung zu reklamieren. Und ärgerlich stimmt auch ein Fortschrittsdenken, das in Händels Musik immer wieder Vorgriffe auf Mozart aufspüren zu müssen glaubt. Als bedürfe diese Musik zu ihrer höheren Rechtfertigung eines solchen Brückenschlags zu neuen Ufern. In summa: Das für das Gedenkjahr 1985 erwartete große Händel-Buch ist Siegmund-Schultzes Arbeit nicht. Doch fruchtbare Diskussionen dürfte sie allemal auslösen.

Hans Christoph Worbs



**Horst Kögler,
Helmut Günther:
Reclams Ballettlexikon.**

Reclam Verlag,
Stuttgart 1984,
502 S., 78 DM

■ Wie nützlich ein Nachschlagewerk tatsächlich ist, wie verläßlich, das stellt sich immer erst im alltäglichen Gebrauch heraus. Wer schnell und sachlich informiert sein wollte, bediente sich bisher vornehmlich

zweier Werke, „Reclams Ballettführer“, erstmals 1956 von Otto Friedrich Regner herausgegeben, dann in späteren Auflagen erweitert von Heinz Ludwig Schneiders, und „Friedrichs Ballettlexikon von A–Z“, dem „Kögler“, 1972 erstmals erschienen und dann 1977 und 1982 als „Concise Oxford Dictionary of Dance“ wiederaufgelegt. Bei Reclam fand man ausführliche Inhaltsangaben von Balletten mit den dazugehörigen Daten. Biographisches über Tänzer, Choreographen und Komponisten wurde vernachlässigt. Hier versorgte einen Horst Kögler besser. Im jüngst bei Reclam erschienenen Ballettlexikon wurde Horst Köglers alphabetische Ordnung beibehalten; das heißt Tänzerinnen und Tänzer, Choreographen, Bühnenbildner, Ballett- und Tanzwerke, Schulen und Fachtermini sind nicht in einzelnen Kapiteln zusammengefaßt. Das erleichtert die Arbeit, denn oftmals überschneiden sich die Gebiete oder Kompetenzen. Wer tanzt, choreographiert auch häufig und inszeniert.

Im vorliegenden Band wurde also aus zwei eins: Kögler nun bei Reclam, zusammen mit dem kürzlich gestorbenen Tanzhistoriker Helmut Günther. Kögler freilich ist intelligent genug, auch mit seinem vierten Lexikon keinen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Die Interessen haben sich in den vergangenen Jahren verlagert. Obgleich Ballett immer noch im Mittelpunkt des Lexikons steht, sind die Stichworte um ethnischen Tanz, Ausdruckstanz, Jazztanz, kurz gesagt, alles was Tanz, aber nicht unbedingt Ballett ist, erweitert. Dafür sind andere Informationen weggefallen. Findet sich in „Friedrichs Ballettlexikon“ von 1972 noch ein Absatz über Hans van Manens „Adagio Hammerklavier“, so sucht man ihn in der neuen Ausgabe bei Reclam vergebens. Man wird also in Zukunft drei Lexika befragen müssen, Regners alten Reclam wegen der detaillierten Beschreibungen der Ballette, den alten und den neuen Kögler rund um den Tanz. So kommt man möglicherweise Horst Köglers utopischem Ideal von Vollständigkeit doch ein Schrittchen näher. *Eva-Elisabeth Fischer*



I LOMBARDI

Oper von Giuseppe Verdi. Carlo Bini (Arvino), Silvano Carroli (Pagano), Ghena Dimitrova (Giselda), José Carreras (Oronte) u.a., Chor und Orchester des Teatro alla Scala Milano, Gianandrea Gavazzeni. Bühnenbild: Giovanni Agostinucci, Kostüme: Andrea Viotti, Regie: Gabriele Lavia, Fernsehregie: Brian Large. Mailänder Scala, 24. April 1984. Topaz Classic TCO 107 HiFi Stereo Kaufkassette, 140 Min., 198 DM

■ Die Kunstmetropole Paris spielt in die Werkgeschichte hinein. Ähnlich wie bei „Don Carlos“ gibt es auch dieses Werk in zwei Fassungen: als „Jérusalem“ für die Pariser Opera und als „I Lombardi alla prima Crociata“ für die Mailänder Scala. Verdis vierte Oper, in elf Monaten nach Tassos berühmtem Versepos „hingefetzt“, steht mit dramaturgischen Sprüngen und Diskrepanz von musikalischen Mitteln und Szeneninhalten weit über dem „Trovatore“...! Ein blutiges Familiendrama, Bruderneid, Historiendrama und vaterländisch-antösterreichische Emphase sind von religiösem Weihrauch durchwallt.

Verdi wurde nach der Uraufführung am 11. Februar 1843 als einer der größten Patrioten seines noch besetzten Landes gefeiert. In der Wahl der musikalischen Mittel ist er noch wild und unökonomisch. Mörder und Verschwörer klingen reizvoll fidel; dann schweben Nonnengesänge und prallen auf forschende Pilgerchöre; der Kriegsmarsch des erschöpften, dezimierten Kreuzfahrerheeres hüpfert in flottem Rhythmus (von gewissen Textwendungen sei hier geschwiegen). Höhepunkt ist nach allerlei exotischen Verirrungen und -wirrungen, daß die verschleppte Christin ihren tödlich verletzten sarazenischen Geliebten noch schnell vor dem Ableben von dem vom Mörder zum Eremiten in der Wüste gewandelten Onkel taufen lassen kann (Ungeniert kopiert sich Verdi auch: im großen Kreuzfahrer- und Pilgerchor klingt „Va pensiero“ aus „Nabucco“ durch).

Doch im Bereich der melodischen Erfindung und der starken Affekte liegen auch die Schönheiten dieses Frühwerkes. Gianandrea Gavazzeni verknüpft sie mit der Ruhe und dem natürlichen Atem der alten Maestro-Schule. Nur das Brio und Verdis gelegentlich ans Utopische, ans „Nicht-auf-dieser-Welt“ grenzende Leidenstrunkenheit kommen etwas zu kurz. Die Mailänder Premiere vom 20. April 1984 soll



ein rauschender Erfolg gewesen sein. Wie so oft, hängt die (hier aufgezeichnete) zweite Vorstellung etwas durch. Die weibliche Hauptrolle der Giselda verlangt eine jugendlich-dramatische – Ghena Dimitrova ist über dieses Fach schon etwas hinaus. José Carreras als sarazenischer Geliebter klingt anfangs rau und müde, um für den Tod doch aufzublühen. Stimmlich schön ist der Verschwörer-Bruder-Onkel-Eremit-Schurke-Heiliger Pagano von Silvano Carroli, als Typ bleibt er jedoch blaß. Der Rest der Besetzung hat ordentliches Format, übertroffen von den Chören in der sehr guten Einstudierung Giulio Bertolas. Nicht auszudenken, was ein Hans Neuenfels aus dieser Oper gemacht hätte. Die Abfilmung solch öder Konvention ist kein Gewinn für das Werk! Brian Larges Kamera bringt keinerlei Besonderheiten. Da auch das Tonbild statisch wirkt, ist dies ein eher „gezähmter“ Verdi. *Wolf-Dieter Peter*

VIDEOGRAMM

I LOMBARDI

Klangbild	Bild-/Farbqualität	Fertigung	Ausstattung	Künstlerische Qualität	sehr gut
				gut	
				mäßig	
HiFi-STEREO					
VHS	Beta	2000			